Zeitschrift: Rosa : die Zeitschrift für Geschlechterforschung

Herausgeber: Rosa

Band: - (2002)

Heft: 24

Artikel: Es gibt kein Thema, das ohne "Geschlecht" untersuchbar ist : ein Interview mit Ute Daniel

Autor: Daniel, Ute / Suter, Anja / Turrian, Joëlle

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-631440

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Es gibt kein Thema, das ohne «Geschlecht» untersuchbar ist – ein Interview mit Ute Daniel

von Anja Suter und Joëlle Turrian

Ute Daniel ist eine der FederführerInnen in Sachen Kultur- und Geschlechtergeschichte. Wir wollten von ihr wissen, weshalb sie dies tut, was sie forscht – und was diese beiden Disziplinen bewirken können und sollen.

ROSA: Frau Daniel, wie haben Sie ihren persönlichen Zugang zur Geschlechtergeschichte gefunden?

Ute Daniel: Da sind wir schon wieder bei Erfahrung (lacht). Das ist letztlich die Geschichte meiner Mutter. Sie war Wienerin und hatte Jahrgang 1918. Sie war ein renitentes Mädchen aus einer kleinbürgerlichen Familie und konnte sich ein Leben mit weissen Kniestrümpfen, sonntäglichem Kirchengang, Mann und Kindern nicht vorstellen. Sie wusste aber nicht genau, was sie eigentlich wollte. Sie ist dann zur illegalen Hitlerjugend in Wien gegangen und war total begeistert vom Erlebnis- und Erfahrungsraum, der sich ihr dort öffnete. Sie hat dadurch das Dritte Reich in einer ganz spezifischen Weise erlebt; es hat für sie selber eine alternative Lebensform ermöglicht. Meine Eltern haben sich dann später sehr über das Dritte Reich gestritten. Das war der beste Geschichtsunterricht, den man kriegen konnte – das war unbezahlbar. An unseren Schulen war der Unterricht gräulich und furchtbar langweilig; da musste man immer Friedensschlüsse und Kriegsbeginne auswendig lernen, das fand ich alles doof. Da kamen auch keine Frauen vor, ausser wenn sie Königinnen waren.

Während einer Pause sprach ROSA mit Ute Daniel in der Oase.

Als ich dann anfing, mich für den Zweiten Weltkrieg als Thema zu interessieren, kam die Frauengeschichte prompt zurück, und das waren die Erfahrungen mit meiner Mutter. Daraus habe ich eine Erkenntnis gezogen, die ich nicht wieder vergessen habe: Dass dieselbe Sache für Männer und Frauen eben nicht dasselbe war. Was für meine Mutter mit dem Dritten Reich und dem Nationalsozialismus verbunden war, war etwas völlig anderes als das, was mein Vater erlebt hatte oder ich aus den Büchern kannte. Da sind mir drei Kronleuchter aufgegangen. So bin ich mit dem Interesse eingestiegen, den Zweiten und auch den Ersten Weltkrieg frauengeschichtlich zu untersuchen. So bin ich bei der Frauengeschichte gelandet.

ROSA: Ziehen Sie Grenzen zur ursprünglichen feministischen Wissenschaft, die Geschlecht als Hauptkategorie sieht?

U.D.: Ich glaube nicht an Hauptkategorien. Ich glaube, dass eine Geschichte, die sich lohnt zu untersuchen und zu studieren, wechselt. Sie wechselt nach meinen eigenen Interessen und Erfahrungen als diejenige, die Geschichtswissenschaft betreibt. Ich glaube, es ist ein Problem der Frauen- und Geschlechtergeschichte, zu denken, sie bestehe nur dann, wenn «Frauen- und Geschlechtergeschichte» als Titel darüber steht. Man könnte z.B. die Geschichte von Bismarck neu schreiben, indem man herausfindet, was seine Perspektiven zu tun haben mit einer männlichen Sicht oder mit weiblichen Komponenten, wie seine Art des Umgangs mit seiner Frau und seinem Sohn auf die Politikgeschichte Einfluss nimmt. Somit ist in der Politikgeschichte die Geschlechtergeschichte enthalten; dass muss aber nicht so betitelt sein! Ich glaube, diese «Kästchen» sind eher schädlich als nützlich und ich glaube, Frauen- und Geschlechtergeschichte muss eigentlich den Anspruch haben, überall vorzukommen. Diese «Kästchen» waren zu Anfang, in der Phase des «Sichtbarmachens» der Frauen- und Geschlechtergeschichte, unbedingt nötig, um ein Bewusstsein dafür zu schaffen. Ich glaube, das Bewusstsein ist jetzt da – auch wenn die Praxis oft

dahinter zurückbleibt. Jetzt sollte man versuchen, überall geltend zu machen, dass nichts ohne «Geschlecht»untersuchbar ist; ich wüsste kein Thema, wo das fehlen könnte.

ROSA: In ihrem Buch «Kompendium Kulturgeschichte» erwähnen Sie, dass Kulturgeschichte, wie auch die Frauengeschichte, keine «Bindestrichgeschichte» sei. Ist Kulturgeschichte eine Methode – und die Geschlechtergeschichte folglich eine Art von Kulturgeschichte?

U.D.: Ja. Kulturgeschichte ist nur ein neuer Deckel für Forschungsansätze, die schon jahrzehntelang gemacht worden sind. Das gilt für die Frauen- und Geschlechtergeschichte, für die Alltagsgeschichte wie auch für die Mentalitätengeschichte. Die Deckel ändern sich je nach Diskurs, was stark mit der jeweiligen Wissenschaftslandschaft zusammenhängt. Kulturgeschichte ist durchaus geeignet als Deckel im Sinne eines Oberbegriffes für all diese verschiedenen Sachen. Kulturgeschichte ist genausowenig wie Frauen- und Geschlechtergeschichte eine Kategorie für sich. Den Gegenstand «Kultur» gibt es nicht als solchen, sondern man kann Kulturgeschichte genauso wie Geschlechtergeschichte für alle Gegenstandsbereiche anwenden.
Kulturgeschichte ist für mich auch keine Methode. Sie ist eine Perspektive, mit der man etwas in den Blick nimmt. Diese Perspektive haben wir Forschende, indem wir Schwerpunkte setzen. Die Methoden kommen zwar dazu, sind aber nicht das Primäre. Sie sind lange Zeit – im Glauben, dass Methoden und theoretischen Vorgaben automatisch zum richtigen Forschungsergebnis führen würden – überbewertet worden. Das halte ich für eine Überdehnung des Anspruches, den man an Methoden haben kann. Sie sind ohne Zweifel wichtig; ohne methodische Selbstreflexion können wir überhaupt keine Wissenschaft betreiben. Aber sie garantiert keine Richtigkeit von Ergebnissen. Wenn dieser Anspruch erhoben wird, geht es sehr oft um Machtspiele innerhalb der wissenschaftlichen Diskurse. Und darum, dass irgendwelche Alpha-Gorillas ihr Terrain besitzen wollen um den andern sagen zu können, wo's lang geht.

ROSA: Zurück zur Kulturgeschichte im Allgemeinen: Welche Möglichkeiten gibt es für Sie, Kulturgeschichte politisch zu betreiben?

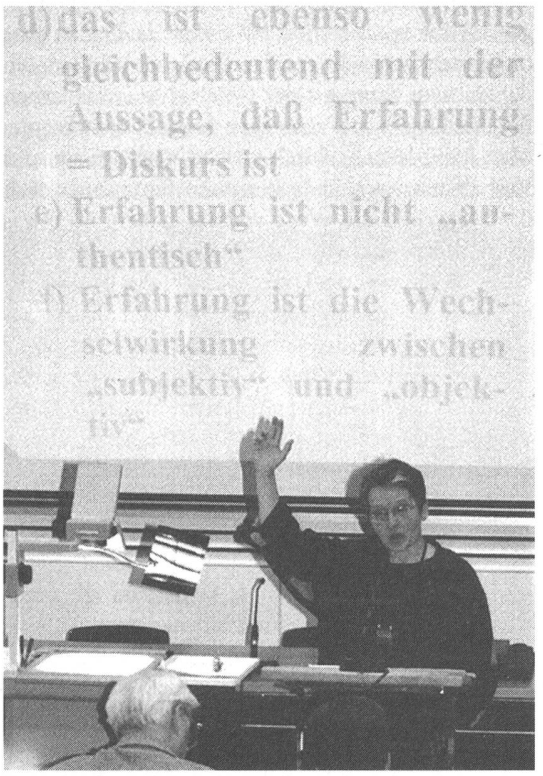
U.D.: Das hängt vom jeweiligen Politikverständnis ab. Ein bestimmtes Politikverständnis geht davon aus, dass die richtige Analyse der Geschichte das richtige Rezept für die Gegenwart gibt. Diese Vorstellung von Politik ist im Moment am Rand

Ute Daniel während dem Interview bei Kaffee und (mehrfach selbstgedrehten) Zigaretten.

verschwunden, weil sie auch sehr simplifizierend ist. Das Abkehren von diesem alten Politikverständnis finde ich eine gute Entwicklung. Die Frage ist: Gibt es ein Neues? Ich meine: ja. Das ist aber nicht mehr so leicht auf den Punkt zu bringen. Ich denke, man kann aus der Geschichte etwas lernen für die Gegenwart, aber eben keine Patentrezepte. Man kann lernen, durch welche Verhältnisse und Verhaltensweisen in bestimmten Situationen sich die Menschen die Wege verbaut haben. So etwas kann Kulturgeschichte sichtbar machen, und das halte ich für wichtig. Und für mich gibt es ein ganz besonderes, hochpolitisches Ziel von Kulturgeschichte, das mit unserem gesamten Geschichtsverständnis zusammenhängt. Bis heute gibt es die starke Tendenz, unsere eigene Gegenwart als Produkt der Vergangenheiten zu sehen, die auf uns hinführen. Das ist eine Art unserer Selbstlegitimation.
Ich finde es hochpolitisch, wenn Kulturgeschichte zeigen kann, dass die Geschichte eben nicht pfeilförmig verläuft, und dass wir weder höher stehen als jene, die vor uns kamen, noch dass wir mehr wissen, aber dass wir natürlich trotzdem eingebunden sind in historische Bezüge. Daraus ergibt sich auch eine grössere Vorstellung von «Autonomie» für uns selbst in unserer eigenen Gegenwart. Das halte ich für hochpolitisch: Den handelnden, wahrnehmenden Menschen, ihrem Agieren, Reagieren möchte ich wieder mehr Einfluss geben – sowohl in der Geschichte, wie auch in der Gegenwart.

ROSA: Sehen Sie einen Zusammenhang zwischen der Kulturindustrie, wie z.B. der «Produktion» von Popstars, und der Kulturgeschichte, sodass diese den Kulturbetrieb auch beeinflussen kann?

U.D.: Kulturgeschichte hängt insofern mit dem Kulturbetrieb zusammen, dass sie solche «Produkte» eben dieses Betriebs vergangener Zeiten untersucht. Das ist eine analytische Verbindung.
Eine weitere Verbindung betrifft unsere eigene Gegenwart: Die Darstellungen, die Produkte von Kulturgeschichte [wissenschaftliche Studien, Anm. d. R.] eignen sich heute durchaus stärker zur Vermarktung im Kulturbetrieb. Das kann eine Abhängigkeit erzeugen, aber auch ein Spielen-Können mit dem Kulturbetrieb. Die Studien sind plastischer, bildreicher, sind dichter dran, an dem was wir als Fernseh- und Kino-KonsumentInnen, als Krimi-LeserInnen gewohnt sind, vom Kulturbetrieb zu bekommen. Die Kulturwissenschaften ähneln dem Kulturbetrieb mehr und können deswegen einerseits davon aufgesogen werden, das ist die Gefahr. Aber sie können eben auch damit spielen. Die Verkaufszahlen von kulturgeschichtlichen Studien liegen hoch, da auch die Zahl der Leute steigt, die diese Studien nicht als spezielle wissenschaftliche Personen zur Kenntnis nehmen. Die kulturgeschichtlichen Werke können sich also zum Teil auf dem Kulturmarkt durchsetzen, und werden so teils auch in die Bedingungsgefüge dieses Kulturbetriebs einbezogen, aber sie können diesen auch wiederum analytisch reflektieren, weil sie den Blick dafür haben.



Ute Daniel während ihres Referats am Samstagmorgen.

ROSA: Bedeutet dies, dass die Kulturgeschichte auch jenen Leuten einen Zugang bietet, die sich eher «zufällig» damit beschäftigen?

U.D.: Ja! Dies hängt wohl damit zusammen, dass die Kulturgeschichte stärker als die sogenannte «allgemeine» Geschichte periphere Gebiete in ihr Blickfeld nimmt, wie zum Beispiel die Geschichte des Hoftheaters: Dies klingt ja eigentlich total abseitig, nicht? Zumal alle wichtigen und prägenden Momente des 18. und 19. Jahrhundert woanders zu liegen scheinen: Industrialisierung, Nationalisierung usw. Die Kulturgeschichte behauptet nun aber, dass gerade der Blick auf das auf den ersten Blick Periphere einen oft mehr erkennen lässt als das Starren auf das vornehmlich vornherein Zentrale.

ROSA: Kommen wir nochmals zurück zur Geschlechtergeschichte: Was wurde Ihrer Meinung nach bis anhin vernachlässigt in der Geschlechtergeschichte, bzw. was sollte noch angepackt werden?

U.D.: Mehr Mut dazu, Gegenstände aller Art anzupacken! Das ist sicherlich das eine, wo noch viel passieren kann. Und dann denk ich mir, es gibt unendlich viele Gegenstandsbereiche, auf denen die Geschlechtergeschichte noch gar nicht angekommen ist. Mich interessiert zum Beispiel seit einiger Zeit die Militär- und die Kriegsgeschichte, in der die Geschlechtergeschichte erst in den letzten Jahren so richtig angekommen ist. Mich interessiert auch da die mediale Vermittlung: Wie werden Kriege repräsentiert in der jeweiligen Bevölkerung; wie wird das dargestellt? Was sind das für Leute, was sind das für Männer, die Kriegsberichterstatter werden; was haben die für ein Selbstbild? Das sind alles Themen, die auch eine geschlechtergeschichtliche Komponente haben. Das ist nur ein Beispiel unter Tausenden, sich gerade traditionelle Gegenstandsgebiete wieder vorzunehmen, von denen – aus guten Gründen damals – die Geschlechtergeschichte weggegangen ist, um andere zu entdecken. Was sehr wichtig war! Aber jetzt hätte ich gerne wieder den Effekt zurück. Die klassischen Gebiete wie Politik, Macht, Militär und Krieg sollen jetzt, nachdem wir wieder viel breiter kucken können, sich neu angeeignet werden.

Das wäre eigentlich mein Wunsch: Dass diese zu Recht verlassenen Bastionen zunehmend wieder erobert werden und mit dem nun erweiterten Wissen der Geschlechtergeschichte neu untersucht werden.

ROSA: Das würde also bedeuten, auch einen Schritt weg von der Spezialisierung zu machen...

U.D.: Es gibt die Gefahr, dass mit der Freude über die Entdeckung der neuen Bereiche Gegenstände bis ins kleinste Detail zerlegt werden. Beispiel Körpergeschichte: Ein wunderbares Feld, das wissen wir. Da kommen tolle Ergebnisse. Doch die Freude über die Entdeckung dieser neuen Angehensweise führt zur Gefahr, dass wir immer mehr ins Kleine, immer mehr ins Enge gehen, sodass man im Endeffekt eine Habilitation über die linke Nebenniere vom 17. zum 19. Jahrhundert schreibt (Lachen). Ich übertreibe jetzt unwesentlich, doch das ist die Gefahr.
Spezialisierung muss zwar sein und bringt auch Früchte für diejenigen, die sie betreiben, sie ist aber gleichzeitig immer erkenntnisverstellend, tendenziell, weil sie immer stärker Engführung erzeugt. Und da ist es mir eben wichtig, den Blick für das Ganze stets zu bewahren.

ROSA: Was machen Sie zur Zeit an der Uni Braunschweig in Bezug auf die Geschlechtergeschichte?

U.D.: Ich mache momentan viel zur Militär- und Kriegsgeschichte. Ein Projekt behandelt beispielsweise die deutsch-französischen Kriege. Das mache ich in Kooperation mit einem Kollegen in Düsseldorf. Wir wollen die deutsch-französischen Kriege vom Siebenjährigen Krieg bis zum Zweiten Weltkrieg kommunikationsgeschichtlich untersuchen: Welche deutschen und französischen Menschen trafen sich während dieser Kriege und der Besatzungszeiten, die damit zu tun haben? Unter welchen Bedingungen trafen die sich; wie nahmen sie sich wahr? Was haben wir für Quellen darüber? Und welche Arten von Schlussfolgerungen über den Anderen ergeben sich jeweils daraus?
Oder ein anderes Thema, welches mich in den nächsten paar Jahren bestimmt beschäftigen wird, ist die Kriegsberichterstattung. Da will ich versuchen, praktisch vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis heute einen Durchmarsch zu machen, um zu kucken: Was waren die Bedingungen, Faktoren der Nachrichtenübermittlung; wie werden diese – auch rein technisch – übermittelt? Wem gehören diese Übermittlungen? Was hat das zu bedeuten, dass vom 19. Jahrhundert bis weit ins 20. die internationalen Telegraphen-Linien fast alle den Briten gehörten? Wer liest die Zeitung; wer sieht sich die Wochenschau an? Da ist alles drin: Technikgeschichte, Wirtschaftsgeschichte, Sozialgeschichte, Bildungsgeschichte, Mediengeschichte – es gibt eigentlich nichts Wesentliches, was da nicht Teil hat dran. Dazu gibt es unendlich viele Quellen...

ROSA: ...die einfach noch nicht mit dieser Fragestellung untersucht worden sind...

U.D.: Genau!

ROSA: ...da gibt's noch viel zu tun! Wir kommen mal mit der ROSA nach Braunschweig...

U.D.: Ja, kommen Sie nur! (Lachen)

ROSA: Herzlichen Dank für das Interview.

U.D.: Gerne geschehen.

UTE DANIEL

ist seit 1997 Professorin für Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts und für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Technischen Universität in Braunschweig. Ihr kürzlich erschienenes Buch «Kompendium Kulturgeschichte – Theorien, Praxis, Schlüsselwörter» (siehe Literaturliste, S. 30) ist ein Standardwerk für KulturhistorikerInnen.

INTERVIEWERINNEN

Das Interview führten die ROSA-Redaktorinnen Anja Suter und Joëlle Turrian während einer Pause an der HistorikerInnentagung.